

Unverkäufliche Leseprobe



Erik Orsenna
Die Zukunft des Wassers
Eine Reise um die Welt

319 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-59898-2

Vorwort

Eines schönen Tages, in vorgerücktem Alter, beschließen Sie, mehr über das Leben erfahren zu wollen. Sie lesen noch einmal die Bibel, Sie lesen den Koran. Sie wagen sich an die indischen Mythen. Verblüfft stellen Sie fest, dass sich alle Anfänge gleichen: Es war einmal das Wasser. Sie erkundigen sich bei den Wissenschaftlern: Diese versichern Ihnen, dass Sie in erster Linie aus Wasser bestehen. Da sagen Sie sich, dass es höchste Zeit sei, dieses Geheimnis zu ergründen. Umso mehr, als Sie Angst überkommt, sobald Sie die Zukunft befragen: Wird er genug Wasser haben, der Planet, der kranke Planet, den ich meinen Kindern hinterlassen werde? Genug Wasser, damit sie trinken und sich waschen können? Genug Wasser, damit die Pflanzen wachsen können, die sie ernähren sollen? Genug Wasser, um zu vermeiden, dass zu all den Gründen, aus denen Krieg geführt wird, der Wassermangel hinzukommt?

Das Besondere an einem Schriftsteller ist, dass er auf die Fragen, die er sich stellt, mit einem Buch antwortet.

Tom Rich, von dem ich nicht viel mehr weiß, als dass er Australier ist, ist der Urheber eines Satzes von großer Weisheit. Dieser Satz hat mich in den zwei Jahren meiner Nachforschungen immer begleitet: «Wenn Sie die Geschichte meines Landes studieren wollen, müssen Sie den Willen zu scheitern (*the will to fail*) in sich tragen.»

Ohne jeden Zweifel trage ich diesen Willen zu scheitern heimlich in mir.

Wie sollte es einem auch gelingen, dieses Universum im Universum, das Wasser, zu schildern, ohne etwas zu vergessen?

★

Das Wasser hat mich mitgerissen. Es hat mich zu sehr fasziniert. Ich habe zu viel erfahren, zu viel gesehen, zu viel kennengelernt. Und später

habe ich zu viel geschrieben. Mein Manuskript ist monströs geworden. Besorgt um die Wälder, aus denen das Papier kommt, konnte ich unmöglich alles drucken. Da ist mir das Internet zu Hilfe gekommen. Unter www.erik-orsenna.com/blog finden Sie die Seiten, die Ihnen erlauben werden, die Reise fortzusetzen und der Debatte neue Nahrung zuzuführen.

★

Mein Dank gilt meinem Verleger. Seinem Vertrauen verdanke ich meine Freiheit, die Möglichkeit, dass ich meinen Fragen so weit und so lange nachgehen konnte.

[...]

Lektion über den Monsun

Was den Flughafen von Bangkok betrifft, erlaube ich mir, die Reisenden, die ihren Anschlussflug nicht verpassen wollen, darauf hinzuweisen, dass es erstens, hier mehr noch als anderswo, besser ist, mit leichtem Gepäck zu reisen: Jeder aufgegebene Koffer hat, zweifellos erfasst vom sexuellen Tummel Thailands, große Chancen, verloren zu gehen und niemals wieder aufzutauchen. Dass es zweitens das Gate 1A tatsächlich gibt, trotz seiner Nichtexistenz auf sämtlichen Bildschirmen. Um dorthin zu gelangen (im Dauerlauf), braucht man nur in die zweite Etage hinaufzusteigen, wieder ins Erdgeschoss hinabzusteigen und die richtige Warteschlange zu erwischen. Dass drittens die Anschläge, die die Zielorte der Flüge angeben, den Boden bedecken. Ich gebe niemandem die Schuld, es liegt gewiss am feuchten Klima. Wahrscheinlich hält der Papierkleister schlecht auf den Anschlagtafeln aus Plastik. Ich hatte die Wahl zwischen Kuala Lumpur, Ho-Chi-Minh-Stadt und, glücklicherweise, Kalkutta, dem Ort, an dem mich die Cholera erwartete. Endlich in der uralten Boeing 727 sitzend, bereitete ich mich darauf vor, den Golf von Bengalen zu überfliegen. Es war der geeignete Moment, die Lektionen des Meteorologen Jean Labrousse noch einmal durchzugehen.

Der Monsun gleicht entfernt den Seewinden unserer Sommer.

Erinnern wir uns. Die Sonne erwärmt die Erde. Die Luft über ihr wird leichter: Der atmosphärische Druck nimmt ab. Dieselbe Sonne streichelt das Meer, das offenbar Schamgefühle entwickelt: Es erwärmt sich weniger schnell. Die Luft über dem Wasser bleibt kühler, das heißt dichter. Da der Wind immer vom Tiefdruck- zum Hochdruckgebiet weht, kommt er vom Meer. In der Nacht wechselt die Richtung. Die Erde, die unbeständige, kühlt rascher ab. Die Luft über ihr wird dichter, während die Luft über dem Wasser die Wärme hält, also relativ leicht bleibt. Die

Brise kommt vom Land. Die Strandpächter und die Segler an unseren Küsten kennen diese lokalen Kreisläufe genau.

Der Monsun ist nichts weiter als die planetarische Erweiterung dieses Mechanismus. Und die Rolle von Tag und Nacht als treibenden Kräften wird hier ersetzt durch den Wechsel der Jahreszeiten. Ob unsere Erde sich in 24 Stunden um sich selbst dreht oder ob sie ihren Weg um die Sonne in einem Jahr zurücklegt, immer ist sie es, die den Rhythmus bestimmt. Im Sommer steht die Sonne im Zenit und bringt die tropischen Kontinente zum Glühen. Deren intensive Wärme zieht den Wind an, sie atmet ihn ein. Riesige Ströme feuchter Luft kommen vom Meer. Die Aufwinde reißen sie mit sich. Kondensation. Sintflut.

Im Winter die umgekehrte Bewegung: Die Kontinente, die kühler sind, entsenden jetzt die Winde übers Meer.

Der Blumenmarkt von Mullik Ghat

Die Menschenmengen von Kalkutta strömen in beiden Richtungen über die Howrah-Brücke: Die einen gehen zum Bahnhof, die anderen kommen von dort. Was dazu führt, dass aller Wahrscheinlichkeit nach auf keiner Brücke der Welt so viele Menschen gehen.

Unter der Howrah-Brücke fließt der Fluss Hooghly. Im Hooghly spielen Männer und Kinder, sie waschen sich, und sie pinkeln. Zwischen den beiden Ufern verkehren Fährboote. Wenige Dinge sind mir so hoffnungslos vorgekommen wie der Konkurrenzkampf zwischen den winzigen Booten und der Maßlosigkeit der Brücke. Die Frauen waschen Wäsche, und die Hunde schauen zu. Krähen und andere Kinder stöbern in den Abfällen. In der Luft liegt Kotgeruch und, stoßweise herüberwehend, ein schüchterner, süßlicher Duft von großer Zartheit. Er kommt vom Blumenmarkt, der sich, dem Fluss in Richtung Stadt folgend, zwischen den alten Badeanstalten und der Eisenbahnlinie verbirgt.

Der Boden ist hier ebenso schmutzig wie überall, glänzend, schmierig, schwarz, klebrig, dreckig von einem Dreck, der alles andere als Erde ist.

Nur dass ihn hier die Blumen und das Blattwerk fast völlig bedecken. Es gibt rote, weiße, gelbe Kreise. Es gibt orangefarbene und blaue Haufen. Die an Bronchitis leiden, haben es schwer, neben die Farben zu speien. Aber es gelingt ihnen. Wenn es zu heiß wird, holt man Wasser aus dem Fluss, um die Blumen zu erfrischen. Dies ist der einzige Markt, auf dem es ebenso viele weibliche wie männliche Händler gibt. Männer und Frauen flechten unaufhörlich Halsketten. Oder verfertigen zarte oder flammende Kunstwerke, zweifellos für Hochzeiten oder Beerdigungen, wofür genau, kann man nicht wissen, weil alle gleich heiter aussehen. Diejenigen, die keine anerkannten schöpferischen Fähigkeiten besitzen, verkaufen die Blumen nach Gewicht. Sie halten ihre Waage zwischen Daumen und Zeigefinger. In der einen Schale das Gewicht; in der anderen der kleine bunte duftende Berg.

Man muss kurz vor Sonnenuntergang hingehen. Die professionellen Käufer kommen dann nicht mehr. Man kann einen Farbhaufen oder eine Halskette fast umsonst bekommen. Vielleicht ganz umsonst. Auf der kleinen Brücke, die über die Bahngleise zum Blumenmarkt führt, bin ich einem sehr schönen, in seiner abgetragenen beigen Jacke sehr sauberen alten Mann mit korrekt gescheitelten weißen Haaren begegnet. Seine auffällig sorgfältige Aufmachung brachte mich auf den Gedanken, er sei vielleicht erst seit kurzem alleine und unendlich traurig.

Ich gebe zu: Die Blumen stehen nicht im Mittelpunkt meines Interesses. Aber der Schock der Begegnung mit Kalkutta ist so heftig, die Informationen, die das Auge jede Sekunde aufnimmt, sind so zahlreich und so widersprüchlich, dass man einen Augenblick lang Atem holen muss, um nicht völlig die Kontrolle und den Verstand zu verlieren. Ich klammerte mich an diesen Blumenmarkt wie an eine Boje, die man zufällig mitten in einem stürmischen Ozean entdeckt. Angebote aller Art, historische, sexuelle, medizinische, kulturelle und politische, schlug ich aus, um immer und immer wieder zu meinem geliebten Markt zurückzukehren.

Und nun kann ich es stolz verkünden: Gewiss, ich verstehe nichts von Kalkutta, ich kenne es auch nicht, nicht einmal das Victoria Memorial, aber von dem Treiben auf seinem Blumenmarkt ist mir nichts mehr verborgen.

Ram Chandra Goenka
Zenana Bathing Gat

Der alte Palast der ehemaligen Bäder wacht über das kleine Volk der Blumenhändler. In seinem heruntergekommenen Inneren hält er Schatten, Kühle und lange Steintische für sie bereit. Während der Belle Epoque haben sich an diesem Ort wohl bedeutende Personen versammelt. Heute bereitet man hier die Blumen vor, man schneidet die Stiele und die Blätter ab. Indien mag offenbar keine Stängel und kein Grün.

Und wenn die Arbeit beendet ist, strecken sich die Menschen auf dem Stein aus.

Dann wird der Palast zum Leichenhaus, so ruhig liegen die Körper da, die endlich zur Ruhe gekommen sind.

Früh am Morgen, zur selben Zeit, zu der per Lastwagen ganze Gärten ankommen, beginnen die Ringer hier mit ihrem Training.

Warum wählen sie diese zweifelhafte Nachbarschaft? Die einfachen und logischen Geister, will sagen, die Orientalen, werden antworten: des Geruchs wegen. In der Hoffnung, der Blumenduft möge die Ausdünstungen der schwitzenden Athleten übertönen. Ich ziehe es vor, einer anderen Spur zu folgen, die das dargebotene Schauspiel nahelegt.

Die Körper zweier Ringer lieben sich. Wenn man das nicht erkennt, hat man nie gesehen, wie sie sich anpacken, sich kneten, sich herumwälzen, sich zermalmen. Ihre Kraft ist zärtlich, sie drängen zur Vereinigung, sie verharren, reglos aneinandergedrückt, lange Momente. Jeder Griff ist ein Liebeswort. Ebenso wie jede Blume.

Gleich und gleich gesellt sich gern.

Mutter Teresa besaß kein Monopol auf Liebe in Kalkutta.

Auf dem Weg zum Forschungszentrum

«Was ist denn heute los?», fragte ich alle fünf Minuten.

Der Chauffeur schüttelte den Kopf. Ich hatte ihn aus einem gleichsam botanischen Grund gewählt: der unwahrscheinlichen Behaarung seiner Ohren wegen. Vergessene Wattestäbchen mussten dort infolge der Feuchtigkeit des Klimas ausgetrieben haben. Das Phänomen ist offenbar nicht selten in Kalkutta: Aus den Fenstern alter, verlassener Häuser wachsen ganze Bäume. Er gehörte zu der Art moralisierender Taxifahrer, die ihren Beruf lieben: Die Lächerlichkeit seiner Fahrgäste wird ihn immer entzücken. Im zersprungenen Rückspiegel sah ich seinen spöttischen Blick.

«Kalkutta ist Kalkutta. Heute ist es Kalkutta. Morgen ist es Kalkutta. Der Tag ist nicht wichtig, das ist Kalkutta ...»

Ich hatte mich an seine wirre und leicht sentenzenhafte Art zu reden gewöhnt. Seine Antwort bedeutete einfach, dass Verkehrsstaus in Kalkutta das Übliche sind.

Mein Freund, der haarstrotzende Chauffeur, hatte mich gewarnt: Er werde nicht bis zum Forschungszentrum fahren. Er fürchtete die Krankheit zu sehr und hatte keinerlei Vertrauen zum Personal der Labors. Aus sicherer Quelle wusste er, dass diese Leute dort ihre Reagenzgläser schlecht verschließen.

«Und dann?»

«Dann entwischen die Mikroben. Gemachte Mikroben, viel schlimmer als natürliche Mikroben ... »

Von Zeit zu Zeit bewegte sich die Ansammlung bunter Wagen, zu der unser alter Ford gehörte, ruckweise vorwärts. Ich schöpfte wieder Hoffnung, eine Hoffnung, die nicht von Dauer war. Die Kolonne stand wieder still. Erneut mussten wir die Abgase des Bierwagens, der vor uns fuhr, über uns ergehen lassen. Eine Stunde verging. Ich verhandelte. Ich sagte, wie wichtig das Treffen für mich sei, ich redete von Höflichkeit,

von der geringsten Form der Höflichkeit, wenigstens Bescheid zu geben, wenn man sich verspäte. Der Chauffeur seufzte und zog schließlich eine Antiquität aus seiner Tasche, ein Mobiltelefon von der Größe eines Baustellen-Walkie-Talkies! Und jedesmal versicherte uns dieselbe knistern-de Stimme, Professor Balakrish Nair verlasse sein Büro nie vor Einbruch der Nacht.

«Sehen Sie!», sagte Amitav, indem er auflegte.

Eine halbe Stunde später riefen wir auf mein Drängen hin noch einmal an, um eine weitere Verspätung anzukündigen.

Wir kamen trotzdem voran, in einer undefinierbaren Gegend. Einer Mischung aus Stadt und Land: Teiche, Felder, Brachland, verfallene Siedlungen und, unvermittelt, zwei oder drei nagelneue Gebäude. Ganze Schulen zogen an uns vorbei, kleine Jungen und kleine Mädchen in Uniformen: Wussten sie überhaupt, dass England existiert? Unterricht schien die örtliche Obsession zu sein. Dutzende von Läden schlugen Kurse über alle möglichen Gegenstände vor. Ein allerdings bescheidener Laden, zwei Räume aus Bruchstein unter einem Blechdach, hatte mehr Ehrgeiz. Schon sein Name zeigte, dass er auf alle Bedürfnisse antwortete:

EE

Everything Educational

Nur die Nachbarinschrift verriet die Herausforderung: «Test the ultimate herbal experience.»

Der Chauffeur kommentierte:

«Was soll das alles? Indien zögert. Wir wissen nicht mehr, was wir wollen ...»

«Haben Sie es denn jemals gewusst?»

«Ich bin Kommunist.»

Ich hatte vergessen, dass Kalkutta seit langem eine rote Stadt war. Amitav beruhigte sich nicht. Der Bürgermeister hatte soeben eine Revolution beschlossen. Von nun an sollte das Wasser etwas kosten. Nur die Bewohner der Elendsquartiere sollten davon ausgenommen sein.

«Das Wasser ist das Leben. Wie kann man für das Leben Geld kasieren?»

Ich war völlig gerührt. Einen wirklichen Kollektivist anzutreffen, ist eine Seltenheit in unseren Tagen.

«Können Sie sich das vorstellen? Ein Angestellter wollte die Menge, verstehen Sie, die Wassermenge messen, die jeder Einzelne verbraucht. Als ob man die Luftmenge messen wollte, die wir atmen!»

«Was ist beschlossen worden?»

«Eine allgemeine Steuer. Ich weiß genau: Irgendwann werden die Wasserzähler kommen. Das ist der Trend. Zum Glück bin ich alt. Ich werde sie vielleicht nicht mehr sehen. Wie kann die Brüderlichkeit unter den Menschen überleben, wenn der Wasserverbrauch gemessen wird?»

Seit einiger Zeit, seit wir das Beliaghata-Viertel erreicht hatten, sah ich, wie Amitavs Finger auf das Lenkrad trommelten. Seine Augen im Rückspiegel lachten nicht mehr. Ein trockener Husten schüttelte ihn. Ich habe seinen Qualen ein Ende bereitet. Ich kenne die Hypochondrie. Er hielt an. Nach einem ganz hübschen Marsch und mit den unterschiedlichsten Gefühlen (aufsteigender Angst: nichts ist ansteckender als die Angst eines Taxifahrers; Dankbarkeit gegenüber meiner Frau: dank ihres geduldigen Unterrichts betrat ich kein unbekanntes Gelände; Zärtlichkeit angesichts zweier fast nackter kleiner Kinder, die mit einem Hund in einer Pfütze spielten) schritt ich durch das Tor des Klinikums, in dem sich das National Institute of Cholera and Enteric Diseases befindet, das Mekka der globalen Forschung und das Hauptquartier von Indiens Krieg gegen das *Vibrio cholerae*.

Doktor Balakrish Nair, der Direktor des Instituts, erging sich in Entschuldigungen: Er musste eine Delegation japanischer Ärzte und Sponsoren empfangen. Ein unerklärliches Entgegenkommen der Götter des Verkehrs hatte es ermöglicht, dass sie genau zur vorgesehenen Stunde eintrafen, der Stunde, die gerade geschlagen hatte.

«Die Zeit ist ein schlimmerer Feind als die Cholera, nicht wahr? Ich vertraue Sie deshalb meiner Assistentin an, der Direktorin für Epidemien, Doktor Dipika Sur.»

Und ich sah den exakten Zwilling von Doktor Balakrish Nair hereinkommen. Das gleiche runde Gesicht auf einem runden Körper. Die gleichen leuchtenden Augen: Intelligenz, Autorität. Der gleiche Eindruck

einer unerschöpflichen Energie. Sie führte mich in ihr Büro. Im selben Moment tauchte ein Dutzend fröhlicher, junger Menschen auf, alle Ärzte, kaum in den Dreißigern – ihr Kommando.

Cholera

Das Hauptquartier der Cholera betritt man nicht ohne Zittern.

Ehe ich aufgebrochen war, hatte ich, wie immer, meine Hausaufgaben gemacht. Einer der Vorteile, eine Medizinerin geheiratet zu haben, ist, dass sie dich über deine Ängste aufklärt. Der Nachteil ist, dass sie im selben Atemzug sowohl dein Wissen wie deine Furcht vermehrt: Kaum hast du die Mechanik einer Krankheit verstanden, kaum hat sich durch dieses Verständnis eine gewisse mentale Beruhigung eingestellt, da weckt die vortreffliche, aber allzu gewissenhafte Gattin von neuem deine an sich schon morbide Einbildungskraft, indem sie das «zu häufig vernachlässigte» Kapitel der Komplikationen aufschlägt.

Sie hatte mir zuerst vorgeworfen, dass ich nicht von den anderen Krankheiten redete, die ihren Ursprung im Wasser haben, insbesondere von der Malaria.

«Die Malaria kommt von Mücken, die aus dem Wasser kommen. Die Malaria tötet mehr Menschen als die Cholera. Warum suchst du dir die Cholera aus: Weil das exotischer ist?»

Mit der ganzen ehelichen Diplomatie, derer ich manchmal fähig bin, erklärte ich ihr, dass ich mich nicht mit allen Fragen beschäftigen könne, die das Wasser betreffen, dass ich auswählen müsse, dass es vor allem *mein* Buch sei und dass, wenn sie selbst schreiben wolle, hier in der zweiten Schublade des Buffets ein Stapel mit Blättern liege, die nur auf ihre Prosa warteten.

Prompt, Krach. Meine Weiterbildung wird erst zwei Tage später fortgesetzt, als meine Frau und ich uns wieder versöhnt haben.

Für die Cholera ist ein Bakterium verantwortlich, das in etwa die Form einer Samenzelle hat und aus einem Kern mit einem langen, sehr

beweglichen Schwanz, einer Geißel, besteht. Diese Form hat ihm seinen Namen verschafft, *Vibrio cholerae*. Die im Wasser oder in den Nahrungsmitteln vorhandenen Vibrionen werden verschluckt. Wenn sie zahlreich genug sind, gelingt es ihnen, den Magen zu passieren und den Attacken der Magensäfte zu trotzen. Dann gelangen sie in den Teil des Darms, den man das Duodenum nennt. Sie setzen sich an seiner Wand fest, fühlen sich dort wohl und vermehren sich.

Diese Wand ist in Wirklichkeit eine höchst komplizierte Fabrik, die den Austausch von Wasser und verschiedenen anderen Elementen zwischen dem Darmkanal und dem restlichen Körper reguliert. Durch diese Wand-Fabrik erhalten wir die lebensnotwendigen Dinge: Nährstoffe und Wasser.

Und diese Wand-Fabrik greifen die Vibrionen an. Sie setzen ein Gift frei, das ihr Funktionieren durcheinanderbringt. In wenigen Stunden bricht der feingeregelt Mechanismus der Filter und Schleusen zusammen. Alle Schleusentore öffnen sich. Die Zellen verlieren ihr Wasser, das den Darm überflutet. Daher die reiswasserähnlichen und fürchterlichen Durchfälle (manchmal mehr als ein Liter pro Stunde).

Dieses Wasser läuft nicht alleine davon. Beim Abfließen nimmt es vor allem das für das Funktionieren des Herzmuskels wichtige Kalium mit.

Die Hauptmotoren stehen still, die Nieren arbeiten nicht mehr, weil sie nicht mehr genug Wasser bekommen. Man fällt in Ohnmacht. Und dann stirbt man ganz schnell: Das Herz, das eine Pumpe ist, leert sich. Es steht still. Diese Krankheit ist ebenso schrecklich, wie ihre Behandlung einfach ist. Im ersten Stadium genügt es, dem Patienten Flüssigkeit zuzuführen, das heißt, das Wasser, das er verliert, zu ersetzen. Im zweiten Stadium wird man ihm Antibiotika geben, die die Vibrionen töten. Die Heilung ist eindrucksvoll. Zumal die Vibrionen nicht ins Innere des Körpers eingedrungen sind. Sie sind auf der Oberfläche der Wand-Fabrik geblieben und haben sich damit vergnügt, diese durcheinanderzubringen. Gerade noch lag der Kranke im Sterben. Doch plötzlich, sobald seine inneren Kreisläufe wieder mit Nahrung versorgt sind, steht er auf und geht und fragt sich, welcher Fluch auf ihm gelegen hat.

Wohlgemerkt, mit etwas Geduld (und Flüssigkeitszufuhr) wären diese boshaften Vibrionen von selbst wieder gegangen. Nach sechs oder sieben

Tagen sind sie es leid. Ihr Spiel, Unruhe in der Wand-Fabrik zu stiften, interessiert sie nicht mehr. Sie verschwinden.

Die Cholera ist eine Krankheit des Wassers. *Die Krankheit des Wassers.* Aber das einzige wirkliche Heilmittel gegen diese Krankheit ist das Wasser.

Auch die Bakterien haben sich globalisiert. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts blieb die Cholera eine Spezialität des indischen Subkontinents, mit dem Gangesdelta als Brutstätte. Im Gefolge des sich entwickelnden Schiffsverkehrs erreichte die Seuche andere Regionen der Erde. 1817 bricht eine erste Pandemie aus. Sechs andere folgen in unregelmäßigen Abständen. Die siebte Pandemie, die noch heute wütet, hat 1961 begonnen. Ihr Verlauf ist exemplarisch: Beginn auf den Celebes-Inseln (Indonesischer Archipel); Ausbreitung über ganz Südostasien, zwei oder drei Jahre später; die UdSSR wird befallen, dann Afghanistan, der Irak, Iran, der ganze Mittlere Osten. 1970 wird Afrika erreicht. In der Region der Großen Seen tritt die Cholera endemisch auf, mit kritischen Schüben. 25 000 Tote während des Sommers 1994. 1991 wird Lateinamerika via Peru befallen. In den drei folgenden Jahren zählte man eine Million Fälle.¹⁰

Seit 1992 entwickelt sich eine weitere Epidemie. Diesmal im Süden Indiens entstanden, hat sie sich nach und nach bis Bangladesch hochgearbeitet.

Kurz, die Cholera kehrt mit aller Macht wieder. Im Jahr 2006 wurden 236 896 Fälle gemeldet und 63 111 Todesfälle, die meisten in Afrika.

Und diese Zahlen sind nur die offiziell veröffentlichten. Keine Scham kommt jener gleich, die Behörden an den Tag legen, sobald es um Cholera geht. Sie leugnen, sie verheimlichen, sie spielen herunter. Die WHO hat Schwierigkeiten, Genaueres zu erfahren. Wie sieht die Realität aus? Schlimmer, ohne jeden Zweifel. Der Nährboden für die Cholera ist die anarchische Entwicklung der Städte, ohne Zugang zu Trinkwasserversorgung, ohne Abwasserbeseitigung. Da keinerlei Chance besteht, dass sich diese Bedingungen zum Besseren ändern, kann man annehmen, dass die Cholera zur Zukunft unseres Planeten gehören wird.